

Die Völker der Balkanhalbinsel.¹⁾

Von FRITZ BRAUN in Dt. Eylau.

Im Südwesten und Südosten Europas ragen zwei gewaltige Hochflächen aus blauer Meerflut empor. Dort die iberische Halbinsel, hier Kleinasien, beides Landgebiete, die in den Erdteil, dem man sie überwiesen hat, nicht recht hineinpassen, weist doch das Antlitz des Ibererlandes gar viele afrikanische Züge auf, und werden wir doch an der Westküste Kleinasiens auf Schritt und Tritt daran erinnert, daß wir uns im Bannkreise des Ägäischen Meeres befinden, das ebenso wie seine Randländer ein gut europäisches Gepräge trägt.

Wer die Völker der Iberischen Halbinsel kennen lernen will, muß seinen Blick immer wieder auf das benachbarte Festland im Süden richten, dessen flacheres Gestade schüchtern zu Gibraltars ragendem Felsen hinüberschaut. Noch viel mehr gilt ein ähnliches Gebot für den Forscher, der mit den Bewohnern der Balkanhalbinsel vertraut werden möchte, denn eine ganze Reihe von Völkern und Stämmen, die in der politischen und wirtschaftlichen Geschichte jenes Erdraumes eine Rolle spielen, sind von den Hochebenen Kleinasiens herübergekommen.

Wie inhaltsreich ist nicht die Geschichte Kleinasiens, und wie rasch hat dies Land zu Zeiten seine Herren gewechselt! Phryger und Lyder, die erzbewehrten Griechen und die schnellen Reiter des Perserkönigs, der römische Legionssoldat und die prunkende Leibwache des Mithridates, byzantinische Söldner und genuesische Seeleute und noch viele, viele andere mehr haben in diesem Erdstrich Heimat und Herrschaft gefunden.

Und doch beharrt in diesem Wechsel ein ruhiges Sein, die rassenmäßige Eigenart des wichtigsten Volkes, das uns in Kleinasien begegnet. Alarodier nannten die Gelehrten diesen Menschenschlag. Seine wichtigsten Kennzeichen sind der hohe Kurzkopf und die sehr hervortretende, aber an den Flügeln dennoch recht fleischige Nase. Von Gestalt sind die Alarodier zumeist kurz und stämmig. Ihre Muskulatur zeigt nicht die sanft steigenden und fallenden Linien der nordischen Rassen, die wir auch bei den Idealgestalten der grie-

¹⁾ Vortrag, vor der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig gehalten am 7. Februar 1917.

chischen Künstler wiederfinden. Prall und wulstig, wie saftstrotzende Früchte, pflegen die Muskeln des Alarodiers an Armen und Beinen hervorzuquellen, so daß diese Eigenschaft dem Laien wohl als auffälligeres Kennzeichen erscheinen möchte als die Form des Schädels.

In ihrem Geistesleben sind diese Menschen natürlich recht verschieden, je nachdem sie in weltfremder Öde die Scholle bestellen oder auf städtischen Bildungsanstalten mit unserer westeuropäischen Kultur in Berührung kamen. Dennoch eignet ihnen allen eine merkwürdige Nüchternheit und Schwunglosigkeit, deren Gegensatz zu jener Überschwenglichkeit, die uns im Geistesleben unserer besten Stammesgenossen so oft auffällt, deutlich genug hervortritt.

Immer wieder sind die Alarodier von eindringenden Eroberern überwältigt worden, aber immer wieder sind auch die siegreichen Stämme in ihnen aufgegangen, wie frühlingsmürbe Eisschollen in der Flut eines weiten Landsees. Und immer wieder eigneten sich die Besiegten die Sprache und kulturelle Eigenart ihrer Sieger an, so daß uns dieselben Alarodier in verschiedenen Gebieten und zu verschiedener Zeit ganz andere Völker zu sein scheinen. Und doch sind die Armenier, die auf ihrer rauhen Hochebene noch heute wie zu Xenophons Tagen den harten Kampf mit der Unbill eines grimmigen Winters führen, die osmanischen Bauern, welche in den Fruchtgefilden Kleinasiens die Opiumernte bergen, und die sogenannten Griechen, welche im entlegenen Gebirgstal der Litanei des orthodoxen Priesters lauschen, dieselben Menschen, wie Erscheinungsformen einer und derselben Tierart, welche sich nur durch eine Färbungsmaske unterscheiden. Sollte ein Militärarzt den Nachwuchs der anatolischen Lande hinsichtlich seiner völkischen Zugehörigkeit allein nach der körperlichen Beschaffenheit zu bestimmen suchen, so würde er seine Hilflosigkeit wohl bald eingestehen müssen.

Um uns diese Verhältnisse klar zu machen, können wir bis zu einem gewissen Grade an Zustände in unserer Heimat anknüpfen. Auch unser Vaterland hat ja sozusagen seine Alarodier. Es ist der dunkeläugige und dunkelhaarige Menschenschlag, welcher dort ansässig war, ehe die blondhaarigen, langköpfigen Germanen das Land eroberten. Die Sprache der Besiegten ist längst verklungen, und nur in dunkeln Mären lebt unter ihnen noch hier und da eine Art Kunde aus grauer Väterzeit. Und doch liegt ihr Blut noch immer im Kampfe mit dem Blut des Siegers, und die Anthropologen geben uns sichere Nachricht von dessen Verlauf, denn jede neue Zählung berichtet uns, daß die Zahl der Dunkeläugigen und Dunkelhaarigen unter unseren Volksgenossen wieder gewachsen ist. Allerdings fragt es sich, ob dabei der Einfluß des Klimas nicht unterschätzt wird, zeigen doch auch Vogelarten im sonnenscheinarmen Seeklima größere Neigung dazu, dunkles Pigment zu entwickeln, als in Ländern mit ausgeprägtem Landklima. —

Wollen wir im Osmanischen Reiche Stämme finden, die das Bluterbe der alten Großen Rasse am treuesten bewahren, so müssen wir uns schon an die

Sektierer halten, die in abgelegenen Talgauen hausen und von den rechtgläubigen Mohammedanern als Ketzler verschrien und gemieden werden. Auch anderswo in der Welt machen wir ja die Erfahrung, daß nichts so sehr dazu beiträgt, eine Rasse zu erhalten und rein durchzuzüchten, als allgemeine Verachtung, um derenwillen den Nachbarn jedes Ehebündnis mit den Entrechteten als schimpfliche Verirrung erscheint. Nicht umsonst rühmt man in Indien die Schönheit der Paria.

Wo ist der Stamm der Osmanen geblieben, dessen siegreiche Krieger den Halbmond an die Gestade des Mittelmeeres trugen? — Längst ist über ihm die alarodische Flut zusammengeschlagen, und nur hin und wieder begegnen uns bei den Anatoliern die unverkennbaren Rassenmerkmale der Mongolen, die schiefgeschlitzten Augen, die Mongolenfalte des Lides, die starken Backenknochen und der spärliche Kinnbart.

Es ist ein übel Ding, von den Türken als einem einheitlichen Volke zu sprechen. Türken sind die Söhne des anatolischen Bauern, die als Rekruten durch die Straßen Stambuls schlendern, große Kinder ohne Falsch und Arg, die nach Kinderart einander an den Händen führen und mit großen, verwunderten Augen in eine Welt starren, welche ihnen so seltsam erscheint wie dereinst die Geschichten des wandernden Märchenerzählers. Türken sind aber auch die hauptstädtischen Hofbeamten, aus deren scheinbar so jovialem Antlitz listige, forschende Augen lugen, Leute, die sich auf „Taten an Gönners Tische“ besser verstehen als auf ein Leben voll redlicher Arbeit. Und leider fehlen die Zwischenglieder, welche eine allmähliche Verbindung zwischen dem Beamten in Stambul und dem Bauern der anatolischen Hochebene darstellen. Der eine versteht nur zu regieren — wobei dieses Wort aber beileibe nicht ein verständnisvolles, Fähigkeiten und Leistungen hervorrufendes Führen bedeuten soll —, der andere hat nichts weiter gelernt, als nach Urväterart die heimische Scholle zu bestellen. Der größte Teil wirtschaftlicher Arbeit, welcher in Handel und Gewerbe, in der Schifffahrt und im Handwerk geleistet werden muß, fällt Nichttürken zu, und zwar zum guten Teil solchen Leuten, die dem Herrenvolk des Osmanischen Reiches wenig gewogen sind.

Unter diesem Gesichtspunkt muß — beiläufig sei das erwähnt — auch die politische und wirtschaftliche Zukunft des Osmanischen Reiches und seines anatolischen Kernlandes betrachtet werden. Die Soldaten der Arbeit wird dort auch fürderhin die kleinasiatische Bauernschaft stellen. Da aber in dem weitaus größeren Teile Anatoliens nur der Anbau von wertvollen Handelspflanzen genug einbringt, um zugleich die Grundrente und jene Summen zu liefern, mit denen die türkischen Staatsschulden verzinst und abgetragen werden sollen, so liegt für diese schlichten Bauern, die vielleicht die konservativsten Menschenkinder unserer Zeit sind, die Notwendigkeit vor, von Grund aus umzulernen. Die anatolischen Bauern dahin zu bringen, ohne sie in ihrem religiösen Empfinden zu verletzen und um ihres Lebens Ruhe und

Frieden zu bringen, ist eine Aufgabe, deren Schwierigkeiten auf dem seelischen Gebiet nicht unterschätzt werden dürfen. Wenn sie gelingen soll, müssen die Erzieher zur Arbeit in diesem Lande taktvolle Menschen und wahre Volkserzieher sein. Hoffen wir, daß unsere Volksgenossen, welche Hand in Hand mit türkischen Beamten zu dem großen Werke berufen werden, an dieser Aufgabe, welche uns mitunter fast unlösbar scheinen möchte, nicht scheitern!

Die Ansicht jener Schriftsteller, die immer wieder zu Allah flehen, er solle die Anatolier vor jeder Berührung mit der westeuropäischen Kultur bewahren und sie in alle Ewigkeit ihre weißen Bohnen kauen lassen, hat nur einen lyrischen Stimmungswert, denn die Welt braucht dies Land zum Anbau von Baumwolle und anderen Rohstoffen, und wenn sie es nicht zusammen mit der alteingesessenen Bauernschaft bewirtschaften kann, wird sie das ohne und wider deren Willen tun. Ähnliches haben ja seinerzeit die Buren erfahren müssen, obgleich die weit mehr politische Spannkraft besaßen.

Einen großen Teil der tatkräftigsten Beamten haben der alten Türkei die Arnauten gestellt. Hoffen wir, daß die energischen, bildungsfähigen Albanesen, welche den Glauben Mohammeds mit europäischer Rührigkeit verbinden, auch in dem erwachenden Anatolien der Zukunft eine große Rolle spielen können! Sie wären die besten Mittler zwischen dem deutschen Kultur-Ingenieur und dem anatolischen Ackersmann und könnten sich mit solcher Tätigkeit um das Osmanische Reich unendliche Verdienste erwerben. Verhehlen wir uns doch ja nicht, daß dieser Staat auch nach einem siegreichen Kriege vor einer entscheidenden Wendung steht, vor jener furchtbaren Krise, welche die Frage andeutet, ob es gelingen wird, aus einem der beschaulichsten Erdräume der Welt unter vorwiegender Inanspruchnahme williger mohammedanischer Helfer eine Stätte unablässiger, reger, zielbewußter Arbeit zu machen!

Wenn man heutzutage die Vorzüge der osmanischen Bauernschaft rühmt, muß man sich von seiten des Anthropologen eine kleine Zurechtweisung gefallen lassen, denn ganz dasselbe gilt auch für jenen ansehnlichen Bruchteil der armenischen und griechischen Landbevölkerung, der sich mit ihr in das Bluterbe der Alarodier teilt, und oft genug sind diese Vorzüge solche Eigenschaften, die jedem schlichten Landmann eignen, dessen Blick auf die Scholle gebannt ist, und dessen Welt durch den Höhenzug begrenzt wird, der den Nordwind von seiner Hütte fernhält.

Wer sich in Stambul nach eigenartigen Erscheinungsformen des Türken umsieht, dem werden bald bestimmte Typen auffallen. Am angenehmsten erscheint uns ein Menschenschlag mit dunklem Haar und dunklen Augen, dessen feingeschnittene Gesichtszüge sich von dem plumperen Antlitz der typischen Alarodier sehr zu ihrem Vorteil unterscheiden. Auch in dem Linienfluß ihrer Muskulatur stehen uns diese Türken sehr nahe und entsprechen etwa den Vorstellungen, die wir uns von dem Ideal der semitischen Rasse zu bilden pflegen. Lernen wir sie näher kennen, so bereiten sie uns gemeinig-

lich durch den Umstand eine gewisse Enttäuschung, daß sie phlegmatischeren Temperaments sind, als man nach ihrem Äußeren erwarten sollte.

Ihr Gegenstück sind plumpe Menschen mit runden, ausdruckslosen Gesichtern und auffallender Neigung zu Fettleibigkeit, die mitunter noch dem vierzehnjährigen Jungen die Patschhände und fettumlagerten Gelenke unserer deutschen Säuglinge erhält. In den verschwommenen Zügen und ungeschickten Bewegungen dieser Menschenkinder scheint ein recht vegetatives Leben seinen Ausdruck gefunden zu haben. Nicht geistige Stürme, sondern sinnliche Begierden bezeichnen die Höhepunkte ihres Erdenwallens. Zu emsigem Streben und regem Schaffen können diese geborenen Propheten des Kismet, der Weltanschauung ungestörter Passivität, durch keinerlei erzieherische Einwirkung gebracht werden. Auch auf der deutschen Oberrealschule zu Konstantinopel, wo mancher dieser Jünglinge freundlich und wunschlos zu mir aufschaute, war ihre Haupt- und Glanzleistung das — Sitzen.

Außer den beiden Typen, die uns neben dem früher geschilderten Alarodier und der nicht seltenen, aber auch nicht allzu häufigen mongoloiden Form in Stambul am meisten auffallen, begegnen uns am Goldenen Horn, wie uns das bei der Ergänzung der türkischen Beamtschaft nicht wundernehmen kann, so mannigfach geartete Menschenkinder, daß man aus ihnen ein ganzes anthropologisches Museum zusammenzustellen vermöchte. Einer meiner türkischen Bekannten, ein Infanteriehauptmann, der eine Zeitlang an der deutschen Schule den Unterricht in seiner Muttersprache erteilte, sah so germanisch und so durchgeistigt aus, daß er einem in dem philosophischen Seminar einer norddeutschen Universität nicht im geringsten aufgefallen wäre. Sein guter Geselle dagegen, ein Artilleriekapitän, hatte in dem wolligen Haar, das mit dem Krimmer seines Kalpaks in Wettbewerb treten konnte, den wulstigen Lippen und der breiten Nase unverkennbar negroide Rassenmerkmale.

Um der bunten Rassenmischung willen, in der uns namentlich die hauptstädtischen Türken entgegentreten, glaubt sich EWALD BANSE berechtigt, von dieser Menschengruppe als von ostwärts gerichteten Levantinern zu sprechen, ein Vorschlag, den man beileibe nicht von vornherein als übertrieben oder verstiegen bezeichnen sollte. Wir möchten diese Gelegenheit benutzen, um den Landsleuten eine Kostprobe aus dem neuesten Werke BANSES (Die Türkei. Eine moderne Geographie. Braunschweig, WESTERMANN 1915) zu bieten. Unter den neuen Büchern über den näheren Orient nimmt dies Werk sicherlich eine der ersten Stellen ein. Weil bei einem Werturteil über Bücher persönliches Empfinden naturgemäß immer eine große Rolle spielt, möchten wir es der Objektivität zuliebe nicht schlechthin als das beste bezeichnen. Was BANSES Türkenbuch einen so hohen Reiz verleiht, ist der Umstand, daß hinter dem Buch eine eigenartige, lebensvolle Persönlichkeit steht, daß der Geist jener Länder sich in einem starken Geiste widerspiegelt, den kennen zu lernen an sich schon der Mühe wert ist. Trotz aller Fremd-

wörtersucht, die zuweilen unangenehm hervortritt, ist BANSE ein echter Deutscher, denn echt germanisch sind seine tiefe Liebe zum Orient und seine empfängliche Seele, die sich allen Naturstimmungen willig hingibt und von dem zu künden weiß, was sie fühlt und leidet. Besser als er vermöchten wir die Levantiner, die mit der westlichen Zivilisation liebäugelnden Bastarde der christlichen Orientalen, gar nicht zu kennzeichnen, deshalb mögen die wohlgesetzten Worte BANSE's ihm und seinem Werk auch hier Freunde werben.

„Die Levantiner gehören keinem Volke recht an, jedoch ohne nun ein selbständiges Volk zu bilden; sie hängen zwischen den Völkern, entwurzelt und skrupellos geworden, nur imstande, die Angehörigen höherer Rassen zu sich herabzuziehen, ohne diejenigen niedrigerer zu erheben. Ehemals vornehmlich italienisch gesinnt und Träger der vielgemischten Lingua franca, haben sie sich seit über einem halben Jahrhundert (wohl mehr unter dem Einfluß der katholischen Kirche als nur aus Geschäftsrücksichten) der französischen Zivilisation zugewandt, deren glattes, elegantes Oberflächentum dem geschmeidigen Element am besten zu behagen scheint. Fromm bis zum Stumpsinn, gerissen wie ein Armenier der Diaspora, pendelnd zwischen Lackstiefeleleganz und Geschäftskundigkeit; die älteren Männer nicht recht repräsentationsfähig, die jüngeren wie Attachés im Fez auf einer Vorstadtbühne, die pompösen Mütter eine charakteristische Mitte zwischen Herzogin und Bordellwirtin, abwechselnd zwischen dem Promenadenkostüm draußen und dem langen Nachthemd im Hause, die spirrlichen Töchter vorlaute Fratze in den durchscheinendsten Strümpfen und von pikantbewußter Unschuld; und alle sehr fromm und gierige Süßigkeitenesser. Die Männer laufen hinter dem Gelde her und lesen in den Kaffeehäusern die Zeitung, haben sie höhere Interessen, so ist das die Roulette; die Frauen klatschen und angeln, und pflegen sie höhere Interessen, so ist das ein gelbbroschierter, natürlich französischer Roman. Konstantinopel und Smyrna, Berut und Alexandria, das sind die hohen Schulen des Levantinertums, dieses schillernden Grabes der Rassesünden früherer im Orient angesiedelt gewesener Europäer.“

Gesichtspunkte der Rassenzugehörigkeit hätten uns eigentlich bestimmen sollen, von den Bewohnern der Hauptstadt nach dem Türken zuerst seinen Todfeind, den Armenier, zu behandeln, sind doch beide dem Geblüt nach zumeist Nachkommen der alten Alarodier. Allerdings finden wir außer den typischen Alarodiern unter den Armeniern noch einen großen, blonden Menschenschlag. Diese blonden Armenier haben aber trotz der Haarfarbe wenig Germanisches¹⁾ an sich, denn ihre Züge sind so grob und plump, als wären sie mit der Zimmermannsaxt zugehauen. Dabei machte ich in Konstantinopel mehrmals die Erfahrung, daß in derselben Familie, unter Vettern

1) Wenn neuerdings manche Anthropologen wie der als Literarhistoriker hochverdiente OTTO HAUSER die ältesten Könige der Armenier schlechthin als Germanen bezeichnen, so wird man gut tun, solchen Ansichten nicht sofort beizupflichten. Namentlich durch die Tätigkeit des geistvollen HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN hat sich die Zahl jener Gelehrten rasch vergrößert, die von vornherein geneigt sind, in jedem Kriegshelden, jedem machtvollen Herrscher, jedem genialischem Denker von vornherein einen Germanen zu erblicken. Aber mag auch dieser Rasse eine noch so ehrenvolle Rolle in der Menschheitsgeschichte zugefallen sein, im einzelnen gelangen wir leicht auf Irrwege, wenn wir nur deshalb forschen, um Beispiele und Belege dafür zusammenzutragen. „Was man will, das glaubt man gern!“

und Basen, sowohl der alarodische als auch der blonde Armeniertypus mit allen seinen Eigentümlichkeiten in Körperbau und Muskelansatz vertreten war.

Wenn trotz der nahen Verwandtschaft zwischen den Türken und Armeniern eine früher längst nicht in dem Maße vorhandene Kluft gähnt, so ist das in erster Linie die Folge wirtschaftlicher Verhältnisse, durch die der Armenier immer mehr zum Händler wurde, während der Türke, dem sich keine Amtsstube auftat, dem Pfluge treu blieb. Infolge ihrer größeren Nervenkraft erfordernden Tätigkeit sind die Armenier viel sensibler geworden und bekunden heutzutage eine auffällige Fähigkeit, sich unsere westeuropäische Bildung anzueignen, doch wohl ein Beweis dafür, daß in ihnen auch spezifische Rassen-elemente wirksam sind. Aber trotz dieser Begabung gilt für sie nicht das Faustische „im Vorwärtsschreiten such' ich Freud' und Glück“, bei aller Tätigkeit leitet sie ein Ziel, das außerhalb des rein Geistigen liegt, die Rücksicht auf die politische Zukunft ihres Volkes. Die Wissenschaften und Künste, in denen sie sich betätigen möchten, fesseln sie nicht darum so sehr, weil sie in ihnen Blüten des Geistes verehren, sondern deshalb, weil sie ihnen Waffen liefern sollen im Kampfe gegen den Erbfeind. Wie das bei allen Völkern, die sich lange als Sklaven fühlten, zu sein pflegt, fehlt auch ihrem Auftreten oft jene selbstverständliche Freiheit und heitere unbewußte Würde, welche den Enkel des Freien auszeichnet. Sogar unsere armenischen Schüler wußten mitunter zwischen unfreier Unterwürfigkeit und einem Benehmen, das etwas von der Pose des Revolutionärs an sich hatte, nicht die richtige Mitte zu finden. Aber wir wollen nicht vergessen, daß dies Volk im Rahmen des Gesamtstaates zu guten Leistungen auf solchen Gebieten befähigt gewesen wäre, in denen dem Osmanen fast jegliche Übung fehlt, hätte nicht das Schicksal die Armenier, die dereinst ihren Herren vor anderen nahestanden, auf Bahnen gedrängt, die sie zur Selbständigkeit führen sollten und in Wirklichkeit doch nur ins Verderben brachten. Bei nüchterner Erwägung hätten sich die Armenier die Schwierigkeiten, welche der Gründung ihres Nationalstaates im Wege standen, selbst klar machen können. In ähnlicher Weise, wie das auch für die Polen zutrifft, ist der Raum, der ausschließlich von Armeniern bewohnt wird, recht klein, sehr viel kleiner als das Gebiet, das ein einigermaßen lebensfähiges Armenierreich beanspruchen müßte, so daß die Leiter des Staates mit einem Male aus Bedrückten zu Bedrückern würden. In barbarischer Abwehr einer zum Teil wohl nur eingebildeten Gefahr sind die Türken bei der Maßregelung der Armenier weit über das Ziel hinausgeschossen, aber dafür, daß es hierzu gekommen ist, müssen sich jene Ärmsten doch bei ihren selbstsüchtigen Gönnern, den Russen und vor allem den Engländern, bedanken, die auch hier eine großartige Begabung dazu bewiesen haben, ihre „Freunde“ oder sagen wir lieber ihre Werkzeuge, zum Schinderhannes zu führen.

Lorbeerkränze, wie sie dem Helden gebühren, wird kein Nüchterner auf dem Grabe der Armenier niederlegen wollen, deren Verbrechen mit noch

schlimmeren Verbrechen vergolten worden sind, aber dennoch wird mir wehe ums Herz, wenn ich der inneres Leben widerspiegelnden Augen meiner aufmerksamen armenischen Schüler gedenke. Ich hätte ihnen doch Besseres gegönnt.

Ähnlich wie die Armenier führen auch die Griechen unserer Tage alarodisches Blut in den Adern, aber das gilt doch nur von jenen Neuhellenen, die verhältnismäßig tief in Kleinasien eingedrungen sind und dort teilweise zu befremdlicher Vermischung griechischer und türkischer Sprach- und Bildungselemente gelangt sind. Sonst ist das hellenische Ahnenerbe der Neugriechen doch wohl größer als wir gemeinhin glauben.

Zu den edelsten Vertretern der griechischen Rasse, die ich in der türkischen Hauptstadt kennen lernte, gehörten die Dienstmädchen der fränkischen Familien, die teilweise von den Inseln des Ägäischen Meeres stammten. Ganz ähnlich wie sie mögen die Mägde der Penelope ausgeschaut haben, die sich zu ihrer Herrin Betrübniß so rasch von den üppigen Freiern umgarnen ließen. Allerdings fanden sich neben den Mädchen, die unseren herkömmlichen Vorstellungen von der Griechin entsprachen, auch Blondinen mit stark ausgeprägten Nasen, welche den Fremdling an die Bilder mancher venetianischer Maler erinnerten. Vermutlich waren das Enkelkinder jener Lateiner, welche in der Blütezeit der Venetianer und Genuesen den Archipelagos der Kykladen beinahe in ein zweites Italien verwandelten.

Sonst war von den Neugriechen in Konstantinopel der Rassenadel wie die Hefe vertreten, jener in den Nachkommen der alten Patriziergeschlechter, diese in der Bevölkerung der Hafenuartiere. Während uns in jenen alten Familien die Eigenschaften begegneten, welche dem Begriff Adel seine über die völkischen Einheiten hinausgreifende Bedeutung gegeben haben, war das auffälligste Merkmal der Hafenplebejer eine abstoßende Frechheit, und ein frecher Grieche besitzt diese Untugend unzweifelhaft in höchster Vollendung.

Noch immer entsinne ich mich gern einer sommerlichen Vollmondnacht auf der Reede des felsenumstarrten Cavalla, in der ich mit meinen neugriechischen Reisegegnossen lange Gespräche über ihr Volkstum führte. Sie hätten mich damals beinahe verprügelt, als ich ihnen gegenüber die Behauptung verfocht, die Neugriechen seien im wesentlichen ein slawisches Volk. Heute habe ich mich im großen und ganzen zu der Ansicht bekehrt, die sie damals so stürmisch vertraten. Unzweifelhaft haben Goten, Wlachen und allerlei slawische Völker den Griechen von ihrem Blute mitgeteilt, aber gewiß nicht so viel, daß dadurch der griechische Typus völlig zerstört worden wäre. Nehmen wir noch die Summe der griechischen Charaktereigenschaften hinzu — wie die Franzosen sind auch die Neugriechen ihren Ahnen in der Hinsicht auffallend ähnlich —, so müssen wir gestehen, daß das neugriechische Volkstum neben dem der Balkanslawen doch recht selbständig erscheint.

Wenn das Leben dieser hochbegabten Nation heutzutage etwas merkwürdig Unausgeglichenes hat, so müssen wir dafür in erster Linie politische Gründe verantwortlich machen. Der Neugrieche lebt nicht in einem heute,

über welches das gestern sanft zum morgen hinübergleitet, sondern in einer erträumten Welt, die dem großen Zeitalter des Hellenismus und dem großgriechischen Reiche der Zukunft gleich nahe und gleich fern ist. So ist dieses Volk, aus dessen seelischem Gleichmaß heraus dereinst der Wahlspruch *μηδὲν ἄγαν* geboren wurde, einem Zustande der Überreizung anheimgefallen, der ihm selber qualvoll genug ist und auf den Landfremden nicht selten komisch wirkt. Der endgültige Erfolg der Mittelmächte und der durch ihn verbürgte Bestand einer wehrfähigen Türkei würden die Neuhellenen zwingen, ihre Zukunftspläne wesentlich umzuformen, denn die Hoffnung, in absehbarer Zeit ihren *βασιλεύς* in die heilige Sofienkirche zu geleiten, müßten sie dann wohl für eine lange Frist begraben. Jedenfalls wäre es dem rührigen Volke zu wünschen, daß aus seinem Zwergstaate eine lebensfähige Mittelmacht emporwüchse, in der die Neugriechen wohnen könnten, ohne daß einer dem anderen immer wieder auf die Füße zu treten gezwungen wäre. Dann brauchten sich ihre Politiker auch nicht immer so zu gebärden wie Brummer, die man unter einem umgekehrten Wasserglase eingesperrt hat. Auf die Unterschiede zwischen den einzelnen griechischen Stämmen hier einzugehen, verbietet die rastlos enteilende Zeit, aber auch heute noch hat Griechenland seine Athener, Spartaner und Böoter, und zu den Athenern in Lackstiefel und Zylinder müssen wir uns immer den griechischen Bauer hinzudenken, der in unserem Landsmann ENGEL einen warmen Freund und Anwalt gefunden hat, dessen Urteil wir im allgemeinen nur beipflichten können. Daß der gebildete Neugriechen in allem Äußerlichen dem Pariser Elegant nacheifert, darf uns nicht wundernehmen, denn damit ist es an anderen Stätten ebenso bestellt. Immerhin müssen wir zugeben, daß wir bei den Neugriechen trotz aller Rhetorik und allen Phrasen mitunter auch lyrische Stimmung finden, die gerade im französischen Schrifttum so selten zu finden ist.

Denken wir bei dem Namen des griechischen Volkes an Poseidons freies Reich, an sich überstürzende Meereswellen und stampfender Segler ächzendes Gestänge, so vergesellschaften sich mit den Namen der slawischen Völker allerlei Begriffe, die den Landwirt angehen und den Viehzüchter.

Wir sind daran gewöhnt, die Bulgaren, das zur Zeit spannkraftigste Volk der Balkanhalbinsel, schlechthin als Slawen zu bezeichnen, und doch ist diese Ansicht falsch. Ebensowenig wie alle Untertanen des Sultans, die sich der türkischen Sprache bedienen, mongoloiden Ursprungs sind, ebensowenig dürfen wir alle Menschen, die bulgarisch sprechen, für Slawen halten, sind sie doch zum guten Teil Nachkommen der großen uralaltaischen Bulgarenhorde, die von den Ufern der Wolga in die Balkanhalbinsel einwanderte. Auch heute noch begegnen uns recht viele Bulgaren, die in ihrem Äußeren wenig Slawisches an sich haben. Ein paar bulgarische Schüler unserer deutschen Schule in Konstantinopel, die ich selber nicht unterrichtete, hielt ich Jahr und Tag für Israeliten, bis ich zufällig eines Besseren belehrt wurde. Daneben finden sich allerdings auch solche Bulgaren, welche den slawischen Typus in auf-

fallender Reinheit verkörpern. Durch die eigenartige Blutmischung der Bulgaren müssen wir wohl auch die Tatsache zu erklären suchen, daß der nüchtern denkende, zähe, fleißige, lärmender Freude abholde Bulgare sich in so vielen Punkten von seinen slawischen Vettern merklich unterscheidet. Aus diesen Eigenschaften erklären sich auch die raschen Fortschritte Bulgariens auf wirtschaftlichem und militärischem Gebiet, durch die es ihnen gelungen ist, die Serben niederzukämpfen, obgleich diese von Hause aus viel mehr kriegerische Eigenschaften haben als ihre östlichen Nachbarn. Alles in allem ist uns wohl der joviale, heitere Serbe, dessen Volksliedern selbst ein Goethe reiches Lob spendete, als Weg- und Herdgenosse lieber als die schwerblütigen Bulgaren, aber für den Kampf ums Dasein sind diese Söhne der Balkantäler unstreitig viel besser ausgerüstet. Freuen wir uns dessen, daß ihr wirtschaftlicher Vorteil so ziemlich nach jeder Richtung mit dem Interesse der Zentralmächte zusammenfällt, weil das Industrieland zwischen der Nordsee und den Alpen und die Ackerfluren an der Donau und Maritza sich aufs beste ergänzen! Lügen die Dinge anders, so würde man in künftigen Jahren gar viel von dem bulgarischen Dickschädel zu hören bekommen.

Die bulgarische Volkstracht ist in der letzten Zeit bei uns allerorten bekannt geworden und hat bei vielen Erzeugnissen der deutschen Mode als Vorbild dienen müssen. Den Aufputz der Frauen lassen wir vom ästhetischen Standpunkte aus gelten, obgleich er trotz der roten und grünen Stickerei wegen des harten Farbtons der ungebleichten Leinwand recht matt zu wirken pflegt, die fast lehmgraue Kleidung der Männer wird dagegen wenig Bewunderer finden. Geradezu lächerlich wurde uns einst zu Mut, als wir im Weichbilde von Philippopel einer Kavalkade aus der Stadt heimkehrender Bauern begegneten, die sich zu ihrem urwüchsigen Dorfstaat moderne Strohhüte gekauft hatten, wie sie unsere Kaufmannslehrlinge spazieren führen.

Sollten wir unser Urteil über das Volk der Bulgaren in wenigen Worten zusammenfassen, so würde der Ausspruch „mehr achtbar als lebenswürdig“ der Wahrheit wohl am nächsten kommen. Ihre politische Haltung wird sich immer leicht vorausberechnen lassen, denn sie werden sicherlich nie etwas tun, was nicht ihrem nüchtern erwogenen und klar erkannten Vorteil entspräche.

Von dem Bulgaren unterscheidet sich der stets sangesfrohe, heitere und lebenslustige Serbe etwa wie der frische Jäger vom bedächtigen Pionier. Und das, was uns anfangs sträflicher Leichtsinns dünken könnte, erscheint in anderem Licht, wenn wir uns der endlosen Leidensgeschichte dieses Volkes erinnern. Um ihretwillen müssen wir diese Charakterzüge als Zeugnis einer schier unverwüstlichen Lebenskraft bewundern. Immer wieder ruht unser Blick mit Wohlgefallen auf den hohen, kriegerischen Gestalten der Serben und Serbokroaten, neben denen ihre schwächtigen, durch harte Arbeit früh gealterten Weiblein allerdings um so kümmerlicher ausschauen. Wir möchten daher die Hoffnung nicht aufgeben, auch dieses Volk in den Wirtschafts- und Kulturbereich der europäischen Mitte zu bannen. Durch all den Schmutz,

der aus dem Belgrader Konak geflossen ist und in den Gossen der Hauptstadt zum Himmel stank, dürfen wir uns in unserem Urteil über die Serben nicht allzusehr bestimmen lassen, denn jene Hofkamarilla hat mit der eigentlichen Bauernbevölkerung des Landes nicht viel mehr gemein wie die weißgewaschenen Mätressen der Bourbonenkönige mit den grobfäustigen Fischern der bretonischen Felsenküste. Mit dem gleichen Rechte könnten wir in dem bulgarischen Komitadschi, dem blutgetränkten Helden der Bandenkriege, das Idealbild des bulgarischen Volkes suchen.

Unsere Beurteilung der Balkanslawen und ihrer politischen Beziehungen leidet zumeist unter dem grundsätzlichen Irrtum, daß wir die Kluft zwischen ihnen ganz maßlos überschätzen und selten daran denken, daß ihren Sprachen eigentlich nur die Bedeutung von Dialekten zukommt. Unter solchen Umständen vermögen ein paar Schulmeister ganze Gaue vom Bulgarentum zur serbischen Nationalität zu bekehren, und wir können uns sehr gut vorstellen, daß ein Sohn serbischer Eltern, der Jahre hindurch als bulgarischer Komitadschi wirkte, sein Leben wieder als treuer Anhänger der Serben beschließt. Drastisch und treffend werden diese verworrenen Zustände der serbisch-bulgarischen Grenzgebiete in Türmers Tagebuch (Der Türmer, XV, 2. p. 210) geschildert:

„Man frage nur einmal auf dem Markte von Usküb, der „moralischen Hauptstadt Serbiens“, ein paar Dutzend Leute, welcher Nationalität sie sind. Man wird staunen.

Da trifft man offenbare Albaner, die Serbisch zur Muttersprache haben und behaupten, sie seien Bulgaren, denn sie sind unter der Fuchtel der Popen des Exarchats. Waschechte Bulgaren dagegen halten sich für reine Griechen, da sie die patriarchalische Kirche nicht verlassen haben. Auch findet man massenhaft unzweifelhafte Serben, die sich für Albaner ausgeben, weil sie nämlich Moslim sind. Und so weiter. Die Begriffe der Konfession, der Sprache und der Rasse, von Nation ganz zu schweigen, gehen fortwährend durcheinander. Und wenn man bedenkt, daß wenigstens bis jetzt das Konfessionelle alles andere dominiert hat, so kann man sich einen Begriff davon machen, was (d. h. wie wenig) das Nationalitätsprinzip in diesem Wirrwar zu suchen hat.“

Das eifrige Lesen des eben angeführten Aufsatzes empfehlen wir auch allen denen, die sich gebärden, als ob das Vorgehen der Türken gegen die Armenier schlechterdings aus dem Rahmen alles Menschlichen herausfalle. Wenn sie hören, wie die Krieger der Balkanslawen in Saloniki und Cavalla hausten, wird ihnen vielleicht ein Verstehen dafür kommen, daß man auch auf diese Verhältnisse das Sprichwort anwenden darf: Wie man in den Wald hineinruft, schallt es wieder heraus.

Das Volk der Balkanhalbinsel, das für den Anthropologen entschieden das anziehendste ist, sind die „Adlersöhne“ der westlichen Küstengebirge, die freiheitsstolzen Clans der Albanesen. Sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob sie Nachkommen der alten Thraker oder Illyrier seien, ist ein ziemlich müßiges Vergnügen, weil wir von den einen nicht viel mehr wissen als von den anderen. Jedenfalls stellen sie einen uralten Völkerrest dar und erinnern in der Hinsicht an die Basken der Iberischen Halbinsel und die Rhäter der

Graubündener Alpen. Am reinsten haben sich die uralten Volksgebräuche der Albanesen, die Blutrache vor allem, bei den wilden Stämmen des Nordens, den rauhen Tosken, erhalten, während deren südliche Vettern, die Gegen, zum großen Teil hellenisiert worden sind. Am meisten pflegt unsere Landsleute die Tatsache zu interessieren, daß sich hier wie auf Korsika und Sardinien noch heute die Sitte der Blutrache findet. Solange keine fremde Autorität in diesen Bergen Geltung gefunden hat, wäre deren Beseitigung auch kaum wünschenswert, denn die Furcht vor der Bessa ist bei dem gänzlichen Mangel staatlichen Rechtsschutzes in diesen Bergen das einzige Mittel, dem selbstüchtigen Willen des einzelnen Schranken zu setzen. Eigentümlich ist die Stärke des albanesischen Nationalbewußtseins, das alle Unterschiede der Religion und Konfession, die bei den Balkanvölkern sonst eine so große Rolle spielen, zu überwinden versteht. In dieser Hinsicht möchte man diese armen, ungebändigten Gebirgssöhne unseren deutschen Landsleuten beinahe als Vorbild empfehlen.

Ganz auf dem Irrwege ginge der, welcher die Albanesen wegen ihrer urväterischen Lebensweise für einen höherer Bildung unzugänglichen Menschenschlag hielte. Die Knaben und Jünglinge dieses Volkes, die ich in Konstantinopel kennen lernte, bewiesen schnurstracks das Gegenteil, und wenn ich auf meinen Reisen und Streifzügen irgendwo einen Beamten traf, der mir durch seine geistige Regsamkeit und freie Männlichkeit auffiel, hörte ich nachher beinahe regelmäßig, ich hätte einen Albanesen vor mir gehabt.

Wer sich für die Albanesen besonders interessiert, der mag zu den Schriften des österreichischen Ingenieurs KARL STEINMETZ greifen (Wien; HARTLEBENS Verlag), durch deren Herausgabe sich Dr. PATSCH, der rührige Kustos des Bosnischen Landesmuseums, ein rechtes Verdienst erworben hat.

Leider verbietet es uns die enteilende Zeit, noch bei den Rumänen zu verweilen, die ja um der geographischen Lage ihrer Wohnsitze willen nur bedingungsweise zur Balkanhalbinsel gehören. Nur das eine möchten wir hervorheben, daß wir in den frisch gefirnigten Herrchen der Boulevards von Bukarest sicherlich nicht, wie sie selber zu glauben vorgeben, die rechten Enkel der Zamasieger vor uns haben, denn zu den Zeiten, als dieses Land besiedelt wurde, hatte Italien schon längst keine überschüssige Volkskraft mehr abzugeben. Die Ahnen der heutigen Rumänen, auf welche die romanischen Bestandteile ihrer Sprache zurückgehen, waren nur Provinzialen, das heißt: ein durch die wildeste Rassenkreuzung entstandener Menschenschlag, dessen Blut wohl ein „besonderer Saft“ war, aber nicht in dem Sinne, wie die ahnenstolzen Neurumänen glauben.

Viele Begriffe, mit denen wir unsere Zuhörer vertraut machen wollten, sind (wie z. B. der Begriff Alarodier) von so komplizierter Art, daß man Bücher schreiben müßte, um sie auch nur einigermaßen zu erschöpfen. Darum dürfte es uns auch kaum gelungen sein, unseren Stoff in wirklich klare Beleuchtung zu rücken. Wir wollen zufrieden sein, wenn wir ein Interesse für Fragen

geweckt haben, die unser Volk in seiner tausendjährigen Geschichte niemals so nahe angingen wie heutzutage. Die größte Freude würde es uns aber bereiten, wenn in dem einen oder anderen der Wunsch keimen würde, in der Friedenszeit, die doch einmal beginnen muß, jene Länder und Völker selbst zu besuchen. Er wird dabei auf seine Rechnung kommen, mag er in Serbiens Gebirgstälern im Schatten alter Eichen dem rauschenden Bergwasser entgegenwandern oder im raschen Kajak auf des Bosphorus durchsichtiger Flut an schimmernden Palästen vorübergleiten, umhaucht vom schweren Duft der blühenden Akazien. Wanderers Heil!



ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Schriften der Naturforschenden Gesellschaft Danzig](#)

Jahr/Year: 1918

Band/Volume: [NF_14_4](#)

Autor(en)/Author(s): Braun Fritz

Artikel/Article: [Die Völker der Balkanhalbinsel 89-101](#)